

Lernen von St. Moritz

Die Kulturwissenschaftlerin Cordula Seger und der Architekt Christoph Sauter sind in St. Moritz tätig. Sie beschäftigen sich mit der Entwicklung des Ortes, denn sie möchten, dass man aus der Geschichte lernt. Hier ihr persönlicher Bericht über die Entstehung ihres Buches.

Text: Christoph Sauter und
Cordula Seger
Fotos: Michael Peuckert

Die Situation haben wir schon öfters erlebt, ein Tourist fragt mitten auf der Via Serlas oder auf dem Schulhausplatz von St. Moritz Dorf: Wie bitte komme ich hier ins Zentrum? Die Antwort lautet: Das ist es, Sie sind schon da. Oder ehrlicher: Es gibt keins. St. Moritz hat seine Mitte verloren, seine Seele und damit die Wertschätzung vor Ort. Die Erwartungen, die die Marke schürt, werden kaum mehr eingelöst. Besucherinnen und Besucher sind zunehmend enttäuscht. Kein Wunder, dass viele St. Moritz als hässlich empfinden. Warum?

Weil der Betrachter im gebauten Gemenge kein Gemeinsames mehr erkennt und jene Gebäude, die von Baukultur oder Geschichte zeugen – und davon gibt es einige –, nicht finden kann. Wie aber konnte es so weit kommen, dass der schillernde «Festsaal der Alpen» zum «Durcheinandertal» (so der Titel des Romans von Friedrich Dürrenmatt) wurde? Diese Frage, gepaart mit dem Interesse für die grossartige Tourismusgeschichte des Oberengadins, treibt uns an, einen zweiten, eingehenderen Blick auf St. Moritz zu werfen. Denn wir sind überzeugt, dass sich durch die Untersuchung des spezifischen Falls Einsichten gewinnen lassen, die für Bauen für den Tourismus und Städtebau im ländlichen Raum generell wichtig sind.

Vor Ort

Seit zehn Jahren leben und arbeiten wir im Engadin. Kennen gelernt haben wird das Tal schon früher, als wir hier waren, um mehr über die stolzen Grandhotels zu erfahren. Seither begleitet uns das reiche Tourismuserbe. Dank ihm haben wir zu verstehen gelernt, dass man den Dingen nahe sein muss, um sie zu ergründen. Das Ferne ist zwar verlockend, macht neugierig, das Nahe und Nächste aber provoziert. Tagtäglich setzen wir uns in St. Moritz dieser Provokation aus – der Provokation der Nahsicht, die auch Nahsicht bedeutet. Natürlich entsteht Reibung, wenn

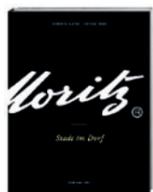
man Dinge im Detail sowie Entwicklungen im Allgemeinen in Frage stellt und die Menschen vor Ort dafür gewinnen möchte, aus dem Eigenen zu schöpfen, anstatt sich von weit her am Fremden zu bedienen. Wie reich die eigene Geschichte ist, zeigt uns das vielfältige Material, das wir für Forschung und Publikation gesichtet haben: Romane und Bäder-Almanache, Zeitungsartikel und Gesetzestexte, Memoiren und Nekrologe. Um zu begreifen, welche Entscheidungen dazu geführt haben, dass der Kurort geworden ist, wie er heute erscheint, ist es von Bedeutung, möglichst viele Stimmen zu hören, aber auch vieles zu sichten: Karten, Fotografien, Bilder, Pläne, Projekte und Häuser. All dies eröffnet den Blick hinter das Offensichtliche und fördert das Verständnis dafür, wie das Sehenswerte wieder sichtbar gemacht werden kann.

Die touristischen Anfänge

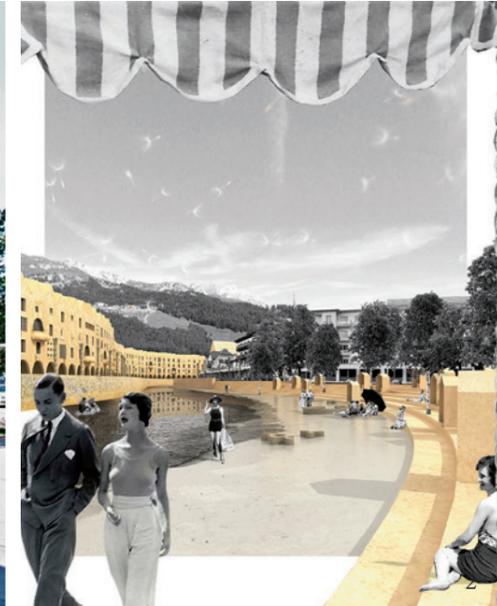
St. Moritz ist auf Wasser gebaut, ohne seine Quelle würde es den Kurort in dieser Form nicht geben. Die erste erhaltene Quelfassung – mächtige, ausgehöhlte Lärchenstämme zeugen davon – geht auf die Bronzezeit zurück. Im 16. Jahrhundert lobte niemand Geringeres als Paracelsus die heilende Kraft des Wassers. Von einem eigentlichen Kurbetrieb lässt sich seit dem 19. Jahrhundert sprechen.

Am Anfang steht das «Alte Kurhaus», ein stolzer Bau mit 60 Zimmern, 1856 vom St. Galler Architekten Felix Wilhelm Kubly errichtet. Bis Mitte der 1870er-Jahre entstanden in St. Moritz-Bad ein Park und Promenaden, eine französische Kirche und eine elegante Trinkhalle sowie die glanzvollen Hotels «Neues Kurhaus», «Reine Victoria» und «Du Lac». All das wurde in unmittelbarer Nähe zur Quelle in den sumpfigen Boden der Inn-Auen gebaut.

Mit ihrer strengen Symmetrie und den aufgespannten Sichtachsen gaben sich die frühen Hotelbauten städtisch. Sie kümmerten sich wenig um die alpine Umge-



BUCHTIPP
St. Moritz. Stadt im Dorf
Christoph Sauter, Cordula Seger
280 S., 325 Abbildungen, acht
aufklappbare Tableaus mit
Karten, Plänen und Schnitten,
zwölf Interventionen, Verlag
hier + jetzt, 2014, Fr. 89.– / € 80.–



1, 2 Blick aus den Arkaden in St. Moritz-Bad ins «Niemandland» und eine Vision, wie sich mit dem Projekt «Statt-Mauer» dieser Ausblick völlig verändern könnte.

bung. Es entstand ein Ort des Kontrasts – eine mondäne international geprägte Kuranlage inmitten der rauen Oberengadiner Bergwelt.

Die Aussicht zählt

Als im Lauf der 1880er-Jahre der Wintersport an Bedeutung gewann, verlagerte sich das Geschehen zunehmend vom Bad ins Dorf. Johannes Badrutt hatte mit seinem «Kulm», der ehemaligen Pension Faller, die er 1858 kaufen konnte, den Grundstein zum Wintertourismus gelegt. Das Hotel wurde zum zweiten Wohnsitz einer schnell wachsenden englischen Kolonie, die sich gerne auch «The St. Moritzer» nannte. Die Gäste verbrachten ganze Monate vor Ort, finanzierten den Bau von Schlittelbahnen und Eisrinks und gaben gar eine eigene Zeitung heraus.

Das Dorf entwickelte sich – im Gegensatz zum Bad – aus dem Bestand heraus weiter. Die neuen Hotels überformten die bestehenden Bauernhäuser und einfachen Pensionen. Dabei spielte die Aussicht eine zunehmend wichtige Rolle. Hatten sich die alten Häuser mit kleinen Trichterfenstern, wie in allen anderen Dörfern des Engadins – von den ersten Touristen als Taglöcher geschmäht – auf die Strasse und den Brunnenplatz hin orientiert, wandten sich die Hotels immer mehr vom öffentlichen Raum ab. Mit Veranden und Panoramafenstern inszenierten sie den Blick auf See und Berge. Das zeigte sich bei den Neubauten besonders drastisch: Vom Hotel «Margna» (1907) beim Bahnhof zum «Grand Hotel» (1905) und dem «Carlton» (1913) bis hinauf zum «Chantarella» (1912) wurden die Hotels Stufe um Stufe übereinander in den Hang gebaut, wie die Logen eines Theaters.

Während die Hotels mit ihren Vorfahrten und Hallen, Terrassen und Restaurants die Öffentlichkeit bedienten und möglichst viele Gäste am schönen Blick teilhaben liessen, wurde mit dem einsetzenden Ferienhausbau nach dem Zweiten Weltkrieg die Aussicht

rigoros privatisiert. Heute zeichnen sich Zweitwohnhäuser vor allem dadurch aus, dass sie vom öffentlichen Raum – wo einem riesige Garagentore entgegenhaken und sich Haustüren verschämt in die Einfahrt verkriechen – möglichst weit abrücken und die begehrte Aussicht unbenutzt hinter herabgelassenen Rollos verstecken. Angeheizt durch die massenhafte Umnutzung von Hotels zu Zweitwohnungen entstand eine Tyrannei der Privatheit. Die Aussicht wurde zum alleinigen städtebaulichen Motor und noch immer gelten Vorstellungen wie «Architektur ist Geschmackssache» oder «wer zahlt, befiehlt».

Die Folgen der Vermarktung

Die Öffentlichkeit – dazu gehören Gäste und Gastgeber – hatte das Nachsehen. Während der Ort selbst immer mehr an Identität einbüsste, reihte die Marke – der «Brand» – Erfolg an Erfolg: Der umtriebige Kurdirektor Hans Peter Danuser liess den Namen St. Moritz zusammen mit dem Slogan «Top of the World» 1985 eintragen. So lässt sich nach den Neugründungen im Bad und dem Umbau des Dorfs von einem dritten ortsbaulichen Prinzip sprechen, das die Physiognomie von St. Moritz prägt: Es ist die konsumorientierte Fiktion, die sich in den Fantasiepreisen für Boden und Häuser spiegelt.

Was dies für St. Moritz bedeutet, offenbart jeweils die Zwischensaison besonders schonungslos: eine leere und verriegelte Kulisse. «Die Japaner sind anständig und schimpfen nicht, die Engländer schon», fasst Felix Schlatter, Hotelier des «Laudinella», Reaktionen seiner Gäste zusammen. Gerade die Zwischensaison offenbart, was Städtebau für den Kurort zu leisten hätte, nämlich: Orte schaffen, die vom grossen Ganzen, vom Zusammenhang berichten. Gedächtnisorte, die die Sehnsucht nach der Saison wach halten und die Teilhabe an der abwesenden Gemeinschaft suggerieren, selbst wenn viele Hotels, Läden und Restau-

rants geschlossen sind. Dies erreicht aber nur, wer den Blick auf die verschüttete Schönheit und auf die vielschichtige Geschichte des Orts lenkt.

«Statt-Mauer» statt Stadtmauer

In unserem Buch «St. Moritz. Stadt im Dorf» schlagen wir deshalb vor, den Blick vom «äusseren Panorama», das den Nachbarn immer als Störefried im Wettstreit um das beste Stück Aussicht begreift, hinein in den Bestand zu lenken und das Miteinander zu verdichten. Dabei erkennen wir das Neue im Gewussten und erschliessen das «innere Panorama» des Kurorts. Um in diesem Panorama die Mitte zu stärken, ist es zentral, jene Gebäude zu identifizieren, die ein Stück Kurortsgeschichte verkörpern. Dazu gehören Hotels und touristische Infrastrukturen, aber auch private Bauten, die für den Ort, seine Lage und Bedeutung relevant sind. Denn Häuser lassen sich schlecht verschieben, ihre Wahrnehmung aber schon.

Und so führen wir das Wasser an die Sehenswürdigkeiten heran, machen diese dank dem mäandrierenden Inn oder einer neu angelegten Uferpromenade wieder sichtbar und geben ihnen in der Zusammenschau einen verständlichen, dem Beheimateten erklär- und dem Beherbergten erzählbaren Grund. Diese Stadtidee will zwischen Umraum und Gebautem einen spannungsreichen Dialog erzeugen und mittels einer «Statt-Mauer» die Mitte befestigen. Indem sie sich dem Niemandland der Zwischenräume annimmt und diese zu Nachbarschaften fügt, schützt diese «Statt-Mauer» – anders als die Stadtmauer im herkömmlichen Sinn – nicht die Siedlung vor der Landschaft, sondern die Landschaft vor der weiteren Zersiedelung.

Die «Statt-Mauer» ist ein Resultat unserer zehnjährigen Auseinandersetzung mit St. Moritz – sie lässt sich Zeit. Ihr Szenario versteht sich nicht als schnelle Antwort auf die drängenden Fragen der aktuellen Tou-

rismuskrise, vielmehr wird sie zum langfristig angelegten Bollwerk gegen die Geschichts- und Geschichtslosigkeit der touristischen Agglomeration Oberengadin. Mir ihr verfolgen wir eine gemeinsame, suggestive Baubaustrategie für die Zukunft des Kurorts: Bauen für den Tourismus fusst auf Identität und begründet in der Differenz die «Stadt im Dorf».

Das Echo vor Ort

Zu den Analysen und Anregungen im Buch «St. Moritz. Stadt im Dorf» gibt es auch Echos aus dem Ort. In seinem Vorwort ruft Gemeindepräsident Sigi Aspiro dazu auf, Verantwortung für Missstände und Verpassstes zu übernehmen. Kritik und alles, was schwierig zu erreichen ist, solle man nicht einfach ablehnen. Er regt zu einem Gedankenspiel an: «Geben wir uns der Versuchung hin zu träumen, und vergessen wir für eine Weile, auf alle erwartbaren Widerstände einzutreten. Erfreuen wir uns an den visionären Gedanken und fürchten uns nicht vor Illusionen! Die individuellen Interessen und das Eigentum, die Ämter und Gesetze, die Financiers und Investoren und nicht zuletzt die Politiker und alle anderen Realisten werden uns genug früh auf den steinigen Weg des Hier und Jetzt zurückholen.» Das Buch und dessen Projektvorschläge wecke bei ihm «Fantasie und Tatendrang».

Der frühere Kurdirektor Hans Peter Danuser findet es im Nachwort «höchste Zeit, sich über die touristische und bauliche Zukunft des Orts Gedanken zu machen. Dafür kommt dieses Buch zum richtigen Zeitpunkt. Noch besser wäre es schon 1950 erschienen, aber damals hatten die Engadiner ganz andere Probleme. Heute jedoch sollten wir die Chance packen und auf der Basis dieser gesamtheitlichen Analyse fundiert prüfen, was noch zu retten ist und wie die Weichen für die bauliche Zukunft von St. Moritz zu stellen sind.»

3 St. Moritz-Bad (im Vordergrund) und St. Moritz Dorf sind zur Stadt geworden.

4 St. Moritz-Bad den Spiegel vorhalten: Die Kirche St. Karl, ein Zeuge der Tourismusgeschichte.

CHRISTOPH SAUTER hat Architektur an der ETH Zürich und der Columbia University in New York studiert. Seit 2004 leitet er sein eigenes Büro in St. Moritz.

GORDULA SEGER hat Germanistik und Kunstgeschichte in Zürich und Berlin studiert und beschäftigt sich als Kulturwissenschaftlerin mit den Schnittstellen zwischen Architektur und Literatur.